

Catherine Banner

Das Lied von Malonia

Catherine Banner

Das Lied von Malonia

Roman

Deutsch von Patricia Woitynek

Ihr persönliches, unverkäufliches
Leseexemplar.
Missbrauch wird rechtlich verfolgt.

Gebunden ca. 18,95 €
Wir bitten Sie, Rezensionen nicht vor
dem 5. 9. 2008 zu veröffentlichen.

PENHALIGON

Die Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel »The Eyes of a King, Book 1«
bei Doubleday, New York.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

© der Originalausgabe 2008 by Catherine Banner

© der deutschsprachigen Ausgabe 2008 by

Penhaligon Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-3000-6

www.penhaligon.de



Dies sind die letzten Worte, die ich schreiben werde. »Erzähl mir alles von Anfang an«, sagtest du. »Erkläre mir, warum du es getan hast.« Das habe ich. Es gibt nun nichts mehr hinzuzufügen.

Der Staub weht über den Steinboden des stillen Balkons. Ein kühler Wind – der erste Wind des Herbstes – stiehlt sich zwischen die Buchseiten und zieht die Sterne hinter sich her in den dunkler werdenden Himmel. Lachen steigt von den tief unter mir gelegenen Räumen auf; noch weiter darunter erwachen die Lichter der Stadt in der hereinbrechenden Dunkelheit zum Leben. Als du vor einer halben Stunde hier warst, hast du eine Lampe für mich angezündet. Die Brise bringt sie nun zum Flackern und blättert die Seiten zurück zum Anfang. Dieses Buch erzählt die vergangenen fünf Jahre meines Lebens; ich weiß nicht, ob ich es nun einfach schließen kann.

Ich habe nicht die Kraft, hinunterzugehen in den Lärm und das Licht der Party. Also blättere ich stattdessen die Seiten des Buches um und lese die Worte, die ich geschrieben habe. Teile dieser Geschichte verfolgen mich noch immer in meinen Träumen; sie wiederholen sich in all meinen wachen Gedanken und

weigern sich loszulassen. Aber ich habe nicht begonnen, indem ich über diese Dinge schrieb.

Ich begann mit dem Schnee und dem Buch.

Der Schneefall setzte ein, während ich nach Hause ging. Es war kalt und bereits dunkel, obwohl es noch nicht mal fünf Uhr war. Mein Atem formte weiße Wölkchen in der Finsternis, und alles war still. Sogar das Stampfen und Poltern der Armeepferde klang gedämpft. Die Schneeflocken waren so kalt, dass sie fast brannten, wenn sie mein Gesicht berührten; sie ließen sich auf meiner Kleidung nieder und blieben dort haften. Ich versuchte, sie wegzuwischen, und zog mir den Mantelkragen enger um den Hals.

Ich war an Schnee gewöhnt – das waren wir alle –, aber nicht Ende Mai! Aller Voraussicht nach würde es noch mindestens eine Woche lang kalt bleiben. Dabei hatten wir bereits im Winter mehr als genug Schnee gehabt.

Auf gewisse Weise war es schön, schätze ich. Die Wolken hatten sich wie ein Deckel über die schmalen Rechtecke des Himmels gelegt, und die Gaslampen brannten bereits. Der Schnee türmte sich gelb leuchtend auf ihrem Glas. Ich blieb abrupt stehen, und ohne das feuchte Knirschen meiner Schritte war es jetzt beinahe vollkommen ruhig. Ruhig, nicht still. Ich konnte das fedrige Fallen der Schneeflocken in der unbewegten Luft hören.

Ich sah zum Himmel hoch. Die Flocken trieben träge auf mein Gesicht zu und gaben mir das Gefühl, ich würde wachsen. Es wurde dunkler. Es wurde kälter.

Ich dachte daran, nach Hause zu gehen, aber ich tat es nicht.

Obwohl ich zu zittern begann, starrte ich weiter zum Himmel empor. Es wurde immer finsterer. Vielleicht hätte ich die ganze Nacht dort gestanden. Ich war wie unter einem Zauber,

und ich wollte sowieso noch nicht heimgehen. Der unaufhörliche, wilde Strudel der Schneeflocken machte mich schwindlig, und mein Hals tat vom Hochsehen weh. Noch immer fielen die Schneeflocken. Ich war hypnotisiert.

Plötzlich fühlte ich jemanden in meiner Nähe, und der Bann war gebrochen. Ich befand mich wieder auf der Straße.

Als ich mich umschaute, war da jedoch niemand. Nur eine unsichtbare Präsenz, so als würde sich jemand in der Dunkelheit verstecken. Plötzlich war mir übel. Möglicherweise gab es hier Geister, unsichtbare Schemen, die sich näherten. Ich drehte mich weg.

Noch bevor ich drei Schritte gegangen war, stieß mein Fuß gegen etwas Schweres, und ich stolperte. Da war ein schwarzer Umriss im Schnee, übersprenkelt von den Flocken, die meine Füße hochgewirbelt hatten. Zuerst hielt ich es für ein totes Tier – möglicherweise eine Ratte, die dort erfroren war.

Ich beugte mich weiter hinab. Jetzt erkannte ich, dass es sich gar nicht um ein Tier handelte, sondern um ein Buch. Nur ein Buch. Ich streckte vorsichtig die Hände danach aus. Noch immer konnte ich eine seltsame Anwesenheit spüren – die Gedanken von jemandem, die wie Nebelschwaden in der Luft hingen.

Indem ich die Finger ein klein wenig anspannte und mich konzentrierte, versuchte ich, den Buchdeckel durch Willenskraft zu öffnen. Er rührte sich nicht. Das war ein Trick, den ich seit Jahren beherrschte, und normalerweise funktionierte er. Obwohl es eigentlich nur ein ganz billiger Trick war, mehr nicht. Er klappte auch bei der Bibel nicht.

Ich war dem Buch gegenüber argwöhnisch und wusste nicht, ob es ungefährlich war, es zu öffnen. Vielleicht wäre es besser gewesen, es dort liegen zu lassen. Ich wollte mich umdrehen und weggehen. Aber ich konnte nicht. Ich würde es aufheben – ich wusste, dass ich es tun würde. Es war unvermeidbar. Also hatte es keinen Sinn, es mir selbst ausreden zu wollen.

Noch bevor ich mich bewusst dazu entschlossen hatte, wanderten meine Finger zu dem dunklen Ledereinband. Ich beobachtete für einen Augenblick, wie sie darüberschwebten, so als gehörten sie jemand anderem. Ich versuchte, die Hand wegzuziehen, doch ich konnte es nicht. Für eine Sekunde hatte ich Angst. Da schlossen sich meine Finger um das Buch, und im selben Moment verschwand die geisterhafte Präsenz. Ich hob das Buch auf und öffnete es.

Die Seiten waren steif und von einem sonnengebleichten Gelb, so als wären sie aus Knochenspänen. Die erste war leer. Ich blätterte zur zweiten weiter. Nichts. Auch die nächste und die übernächste waren unbeschrieben. Ungeduldig bog ich den Einband zurück, bis der trockene Klebstoff am Buchrücken zu brechen anfang, und fächerte die Seiten auf. Sie waren alle leer.

Das Wetter hatte sich plötzlich verändert. Der Wind heulte jetzt durch die engen Straßen, und seine Tonlage wurde immer höher. Die Schneeflocken prasselten mir wie zerstoßenes Glas ins Gesicht. Der Kiefer schmerzte mir vor Kälte, und meine Finger auf dem Einband waren rau und nass vom schmelzenden Schnee. Ich stopfte das Buch in die Manteltasche und machte mich auf den Heimweg.

Später, als ich meinen Fund im Licht der Öllampe im Schlafzimmer betrachtete, überlegte ich, ob es nicht besser gewesen wäre, ihn einfach liegen zu lassen. Es war etwas Fremdartiges daran, das mir nicht geheuer war. Ich war mir sicher gewesen, dass da irgendjemand mit mir auf der Straße gewesen war, und ich konnte nicht anders, als das Buch mit dieser Präsenz zu verbinden. Vielleicht war es absurd, das zu denken. Schließlich war es nur ein leeres Buch.

Ich ging von der Lampe zum Fenster und drückte die Seite meines Gesichts dagegen, um einen Schatten zu erzeugen, durch

den ich hinaussehen konnte. Der Wind hatte ein Loch in die Schneewolken gerissen, durch das ein paar Sterne funkelten. Es gefiel mir, sie zu betrachten. Einer von ihnen hieß Leo, aber ich wusste nicht, welcher. Ich hatte nie gewusst, welcher. Auf den Straßen gefror der Schnee zu Eis. Er fing jeden noch so schwachen Schimmer von den Gaslampen ein und warf ihn eisblau zurück. Morgen würde es kalt sein – sehr, sehr kalt.

Ein Geräusch ließ mich herumfahren. »Leo!«, sagte meine Großmutter scharf. Ich beförderte das Buch mit einem Stoß quer über den Boden in die Dunkelheit unter meinem Bett und setzte mich zurück auf die Fensterbank. »Leo!«, sagte meine Großmutter noch einmal und trat dann ins Zimmer. Sie sah kurz zu Stirling, der in seinem Bett in der gegenüberliegenden Ecke schlief. Dann wandte sie sich zu mir um. »Leo, musst du das Licht anhaben?« Ihre Brauen senkten sich und warfen einen Schatten über ihre Augen, sodass sie wie die eines Totenschädels aussahen. »Mach es aus!«, befahl sie. »Du verschwendest Öl. Was tust du da eigentlich?«

»Ich wollte gerade schlafen gehen.«

»Gut. Es ist schon spät.« Sie sah mich einen Moment lang prüfend an.

Sie wirkte so alt in der Dunkelheit, obwohl sie erst fünfundsechzig war. Das straff zurückgekämmte graue Haar schimmerte, und die losen Strähnen über ihren Ohren fingen das Licht der Lampe ein. Sie hatte tiefe Falten um die Augen und den Mund, und ihr Gesicht war angespannt. Es war immer angespannt, wenn sie mit mir sprach.

»Musstest du wieder nachsitzen?«, fragte sie. »Leo, ich verliere langsam den Überblick, wie oft du in diesem Monat schon bestraft wurdest.«

Ich gab keine Antwort. Sie sah mich lange schweigend an. »Was ist?«, fragte ich schließlich.

Ich hatte erwartet, dass sie weiter an mir herumnörgeln

würde. Aber stattdessen schaute sie weg und sagte: »Du wirst Harold immer ähnlicher. Seine Augen waren auch grau, als er so alt war wie du. Daran habe ich gerade gedacht.«

»Großmutter?«, wagte ich mich vor und stand auf.

Sie wandte sich mir wieder zu. »Was denn?«

Ich überlegte es mir anders. »Nichts...«

»Gute Nacht, Leo«, sagte sie traurig. »Gott schütze dich.«

Sie sah aus, als wollte sie nach oben fassen und ihre Hand auf meine Schulter legen, entschied sich dann aber dagegen. Sie ging hinaus und schloss die Tür hinter sich. Ich hörte die Tür ihres eigenen Zimmers klappernd ins Schloss fallen. Sie musste repariert werden. Die Schrauben waren rostig, und eins der Scharniere hatte sich gelöst. Das Türblatt würde bald einfach aus dem Rahmen fallen. Ich hätte es repariert, aber es war schwer, Scharniere zu bekommen, wenn in den Fabriken lediglich Kugeln hergestellt wurden.

Ich wartete einen Moment, bevor ich mich hinkniete und unter dem Bett nach dem Buch tastete. Ich berührte eine Ecke und bekam es zu fassen. Aber es war ein ganz anderes Buch, das ich hervorzog. Größer – und älter. So leise ich konnte, blies ich den Staub vom Einband. Er kitzelte mich in der Nase. Das hier musste wirklich schon sehr lange Zeit dort gelegen haben.

Plötzlich erinnerte ich mich wieder, was es war. Es war schon Jahre her, seit ich es dort versteckt hatte. Meine Großmutter wäre durchgedreht, wenn sie gewusst hätte, dass ich noch immer ein Exemplar hatte.

Die Goldene Regentschaft von Harold North. Ein gebundenes Buch mit Ledereinband. Ein Bestseller. Hunderttausende von Menschen hatten es gelesen, bevor es verboten worden war. Sie hatten die komplette zweite Auflage verbrannt. Mein Vater war damals schon weit weg gewesen. Es war seltsam, dass meine Großmutter ihn eben erst erwähnt hatte, und jetzt hielt ich plötzlich sein vergessenes Werk in der Hand.

Ich ließ die Finger über den Einband gleiten. Er war der Beste gewesen, mein Vater. Der beste Schriftsteller seiner Zeit. Doch sieben Jahre waren mittlerweile vergangen, und ich erinnerte mich kaum noch an sein Gesicht. Ich war damals acht gewesen, so alt wie Stirling heute. Vielleicht hätte mein Vater mich inzwischen auch nicht mehr erkannt.

Nur widerwillig löste sich der Buchdeckel vom Titelblatt. Unterhalb des gedruckten Titels stach in vergilbten Buchstaben noch immer die Unterschrift meines Vaters hervor. Ich erinnere mich, dass ich ihn darum gebeten hatte, es für mich zu signieren. Ich hatte gesagt, dass ich ein Schriftsteller werden wollte, so wie er.

Ich schlug den Deckel zu und schob das Buch zurück unters Bett, bevor ich mich zur Lampe umdrehte, um sie auszublasen. Aber das war nicht nötig. Das Öl war zu Ende. Die Lampe flackerte einmal ... Dann noch einmal ... und ging aus.

Als ich erwachte, dämmerte kalt und weiß der Morgen. Weiß, nicht grau, wegen des seltsamen Lichtschimmers des Schnees. Das war es, was ich sah, als ich die Augen öffnete – den Schnee auf der Straße, der wie in einem Eiskanal zu puren, weißen Wellen erstarrt war, und den Schnee, der über den schmutzigen Häusern schwer in der Luft hing.

Da erinnerte ich mich, dass ich die Straße von meinem Bett aus gar nicht sehen konnte. Jeden Morgen sah ich beim Aufwachen nur den Himmel, aber jetzt blickte ich auf die Straße hinunter.

Ich saß auf der Fensterbank. Mein Kopf war fest gegen das frierende Fenster gedrückt, und es tat weh, ihn wegzuziehen. Warum war ich hier? Ich erinnerte mich nur daran, in der letzten Nacht ins Bett gegangen zu sein, nachdem die Öllampe erloschen war. Ich stand auf.

Das Buch lag neben der eiskalten Lampe auf der Fenster-

bank. Das Buch, das ich im Schnee gefunden hatte. Es war seltsam, denn ich war mir sicher, dass es unter meinem Bett hätte liegen müssen, wo ich es am Vorabend achtlos hingeschoben hatte. Ich hob es auf und blätterte benommen und blinzeln darin herum. Es war noch früh, und ich war müde. Es konnte nicht viel später als sechs Uhr gewesen sein. Da zuckte ich zusammen. In das Buch war hineingeschrieben worden!

Ich knallte es zu. Es war noch am Abend zuvor leer gewesen – ich hatte jede einzelne Seite überprüft. Ich öffnete es wieder. Ja, jemand hatte tatsächlich etwas hineingeschrieben. In einer engen, schwarzen Handschrift, die ich nicht kannte. Also war das Buch ganz bestimmt mehr, als es zu sein schien. Es konnte nur etwas Böses sein. Ich legte es schnell auf das Fensterbrett zurück, weil ich nicht den Mut hatte, es noch länger in der Hand zu halten, und starrte es lange an.

Mir war bereits klar, dass ich es lesen würde. Ich wollte wissen, was drinstand. Vielleicht war es dumm von mir, mich zu fürchten – ein Buch konnte mir nichts anhaben. Ich versuchte noch einmal, es mit bloßer Willenskraft zu öffnen, konzentrierte meine Gedanken so fest darauf, wie ich konnte. Mir schmerzte der Kopf von der Anstrengung, aber es funktionierte nicht. Das Buch blieb geschlossen. Ich überlegte für einen Moment hin und her, dann griff ich danach und schlug es auf.

Da waren immer noch mehrere unbeschriebene Seiten. Also blätterte ich zum Anfang des Eintrags zurück und begann zu lesen.

Das erste Sonnenlicht schimmerte durch die Vorhänge des Krankenzimmers und vertrieb die trostlose, graue Morgendämmerung. Der junge Mann öffnete leise die Vorhänge und sah zum Fenster hinaus. Er beobachtete, wie das Licht die Eisenbahnschienen erreichte und sich über den Dächern der rechteckigen Häuser ausbreitete. Es verwandelte das struppige Un-

kraut auf den Abstellgleisen in heitere, violette Blumen, die reglos in der Stille des Morgens standen. Tränen liefen ihm übers Gesicht, doch er blieb am Fenster stehen, bis sie getrocknet waren. Er dachte an die Menschen, die gerade in den Häusern erwachten und an die im Zug, die dies für einen ganz normalen Morgen hielten – während für ihn selbst die Sonne so anders aufgegangen war.

Die junge Frau hinter ihm rief seinen Namen. Er drehte sich um und ging zu ihr und dem Kind in ihren Armen. Er legte die eine Hand auf den Kopf des Babys – es wachte nicht auf –, mit der anderen umfasste er die Finger der Frau. Sein Blick verharrte für einen Moment auf ihr, obwohl sie es nicht sehen konnte. Ihre blonden Locken fielen über das Gesicht des Kindes, während sie durch das Fenster und über die verlassen Gleise hinweg zu einem kaputten Zaun schaute, auf dem zwitschernd und singend Vögel herumhüpften. Man konnte sie allerdings durch die Fensterscheibe nicht hören. Sonnenlicht breitete sich im Zimmer aus und tauchte alles in Gold.

Es verging eine lange Zeit, bevor die Stille unterbrochen wurde, als eine Frau mittleren Alters ins Zimmer eilte. Sie betrachtete das schlafende Baby. Tränen rannen ihr über die Wangen, während sie lachte. Auch die jüngere Frau lachte und umarmte ihre Mutter. Die Großmutter des Babys löste etwas von ihrem Hals. Es handelte sich um eine goldene Kette, mit einem schweren Anhänger – ein juwelenbesetzter Vogel, der nun die Sonne einfing und Tupfen von Licht in dem kleinen, weißen Raum versprühte. Das Baby öffnete plötzlich die Augen, doch das musste ein Zufall sein.

»Das ist deine Halskette, Mama«, sagte die junge Frau.

»Ich will sie ihr jetzt geben. Ich werde sie meiner Enkelin schenken.« Sie reichte sie dem Vater des Kindes. »Bewahr sie auf, bis deine Tochter älter ist. Ein Edelstein fehlt, aber das war schon immer so.«

»Das ist nicht wichtig«, sagte die junge Frau. »Aber lass sie sie jetzt tragen, Mama. Nur für eine Minute.«

Ihr Mann legte die Kette um den Hals des Babys und rückte sie zurecht. Das Schmuckstück reichte dem Kind fast bis zur Taille, so klein war es. Schweigend betrachteten sie das Neugeborene.

»Ich kann bereits jetzt erkennen, dass sie einmal sehr hübsch sein wird«, bemerkte die Großmutter.

»Ich wünschte, ich könnte leben, um sie aufwachsen zu sehen«, sagte der Mann und küsste das Gesicht seiner Tochter. Eine Träne fiel aus seinem Auge auf ihre Wange, und da begann auch sie zu weinen ...

Weit entfernt in einem hoch gelegenen Raum schlief in diesem Moment ein anderes Baby. Seine Mutter beugte sich vor, um die Samtvorhänge ihres Bettes aufzuziehen und ihren Sohn zu betrachten. Ihr Mann hielt ihn in den Armen, während der Priester einen Segen über das Kind sprach.

»Beschütz diesen Prinzen und lass ihn zu einem klugen Mann heranwachsen«, sagte er gerade und machte dabei das Zeichen des Kreuzes.

Doch der König hörte nicht zu. Sein Blick ruhte auf seiner Frau. Das frühmorgendliche Sonnenlicht verlieh ihrem Gesicht einen scharlachroten Schimmer, der sie zusammen mit ihrer Erschöpfung noch jünger aussehen ließ, als sie war. Der König versuchte, ihr Gesicht und das seines Kindes mit Blicken nachzuzeichnen, hörte jedoch auf, weil es ihm die Tränen in die Augen trieb. Er war noch nicht ganz achtzehn, sie sogar noch jünger, und jetzt – mit diesem Säugling auf den Armen – fühlte er sich wie ein unreifer Junge,.

Nicht lange nachdem der Priester gegangen war, wachte das Baby auf. Behutsam legte der König seinen Sohn zurück in die Arme der Königin und kniete sich neben sie. Gemeinsam be-

trachteten sie schweigend das Kind. Schon jetzt waren seine Augen auffällig – groß und dunkel und erfüllt von einer Stärke, die ungewöhnlich war für so ein kleines Kind. Die Augen eines Königs, würden die Leute später sagen. Eine seltsame Stille erfüllte den Raum. Das Baby weinte noch nicht einmal.

»Wie wird die Zukunft dieses Jungen sein?«, überlegte der König laut und dachte dabei an sein eigenes Leben.

»Ich habe dich und jetzt noch einen Sohn«, entgegnete die Königin und wischte sich die Tränen vom Gesicht. »Wenn wir für immer so sind wie jetzt – wenn wir für immer zusammenbleiben –, dann werde ich für den Rest meines Lebens nicht um mehr als das bitten.«

Fünf Jahre verstrichen, und sie waren stets zusammen. An diesem letzten Abend standen sie auf dem höchsten Balkon der Burg, als die Königin Schreie hörte, sich umdrehte und zur Stadt hinunterblickte. Der Prinz und sein Vater fochten hinter ihr gerade mit Holzschwertern. »Was ist los?«, fragte der König und sah zu seiner Frau.

»Ich kann es nicht erkennen.« Sie drehte sich wieder zu ihnen um. »Macht weiter mit eurem Schwertkampf.«

Lächelnd ließ der König sein Schwert sinken. »Ich glaube nicht, dass ich mich solchen Spielereien widmen sollte.« Doch er führte das Holzschwert, als wäre es eine echte Waffe, und die Königin lächelte insgeheim.

Der Prinz nutzte die Gelegenheit, um seinen Vater zu überumpeln und ihm das Schwert aus der Hand zu schlagen. Alle drei lachten nun, und der König hob seinen Sohn hoch und schloss ihn in die Arme.

»Er würde einen guten Soldaten abgeben«, sagte die Königin.

»Sprich jetzt nicht davon«, erwiderte der König und streichelte über das Haar des Kindes. »Er ist noch ein kleiner Junge.«

Vögel ließen sich in den Bäumen des Dachgartens unter ihnen nieder. Blutrot ging gerade die Sonne unter. Das Königs-paar und ihr Kind genossen den Ausblick, als wären sie eine ganz gewöhnliche Familie. Plötzlich schwand die Stille – ganz in der Nähe schrien Menschen.

Das Burgtor fiel mit einer lauten Explosion. Plötzlich kauerten König und Königin auf den Knien und sahen einander an.

»Beweg dich nicht«, befahl der Mann seinem Sohn.

Von unten hörten sie die Rufe der Rebellentruppen. Über den Rand des Balkons hinweg konnte der Junge erkennen, wie sie Ameisen gleich auf den Burghof schwärmten. Die drei Menschen auf dem Balkon klammerten sich aneinander. Der König zog ein Messer aus seinem Gürtel, und es funkelte rot im Licht der untergehenden Sonne. In einem tiefer gelegenen Raum ertönte plötzlich eine Salve von Gewehr-schüssen.

»Sie haben Schusswaffen«, flüsterte der Mann seiner Frau ins Ohr. »Wie ist das möglich? Wer hat sie hergestellt?« Sie nahm seine Hand; das leise Klicken, mit dem sich ihre beiden Ringe berührten, war in der momentanen Stille deutlich zu vernehmen.

Schwere Schritte näherten sich von unten der Balkontür. Der König stand auf, und die Königin folgte seinem Beispiel. Ohne den Blick von der Tür zu nehmen, tastete der Prinz nach der Hand seiner Mutter, fand sie und hielt sie fest. Sie stellte sich zwischen ihn und die Tür. Die Schritte verstummten.

Plötzlich wurde die Tür aufgestoßen, der König stürmte nach vorne, und zwei Gewehr-schüsse hallten von den Türmen und Dächern der Burg wider. Das Messer glitt dem König aus der Hand, fiel klirrend zu Boden. Im nächsten Moment schlugen der König und die Königin hart auf dem Steinboden des Balkons auf. Niemand hatte den Angriff abwehren können. Er war zu überraschend erfolgt.

Es herrschte Stille. In der einen Minute hatten der Mann und

die Frau noch gelebt, in der nächsten nicht mehr. Das Blut rann langsam über den Boden, und niemand bewegte sich.

Die Tränen des Prinzen steckten ihm in der Kehle fest. Er hob das Messer auf und warf es auf den Soldaten, der geschossen hatte. Es schnitt durch sein Auge und die Seite seines Gesichts und blieb dort für einen Moment stecken. Der Mann ließ die Pistole fallen, brach in die Knie und schlug die Hände vors Gesicht. Zähflüssig und dunkel quoll das Blut zwischen seinen Fingern hervor und tropfte auf die helleren Steine. Ein anderer Soldat hob seine Waffe.

»Nein!«, schrie der Verletzte, das Gesicht noch immer in den Händen vergraben. »Denk an die Prophezeiung! Du darfst den Prinzen nicht töten!«

Sie waren auf dem Heimweg. Das Mädchen – inzwischen fünf Jahre alt – und seine Großmutter. Das Radio lief, und die Frau sang ein paar Takte mit, bevor sie es lauter stellte. Das kleine Mädchen bewegte die Arme wie eine Tänzerin. Die Großmutter lachte. »Eines Tages wirst du auf einer Bühne tanzen.«

»Ich hoffe, das werde ich, wenn ich fleißig übe«, sagte das Mädchen so ernsthaft, dass seine Großmutter wieder lachen musste. Die Kette mit dem Vogelanhänger hing noch immer um den Hals der Kleinen, und die Farbe ihrer Augen war zu einem strahlenden Blau geworden – dasselbe Blau, das auch der Edelstein in der Mitte des Anhängers aufwies, so als wäre er für das Mädchen gemacht worden.

Der Verkehr floss zügig dahin. Auf der anderen Straßenseite standen die Autos dicht an dicht in einer langen Schlange hintereinander. Das Mädchen begann, im Abendlicht einzudösen, und sein Körper schaukelte bei jeder Kurve hin und her. Sandige Muscheln und Kieselsteine klapperten auf dem Armaturenbrett. Die Großmutter streckte den Arm aus und berührte die Wange ihrer schlafenden Enkelin.

Plötzlich übertönte lautes Geknurre die Musik. Ein Lastwagen kreuzte schwankend die Straße. Das Mädchen wachte verwirrt auf und fing an, in dem ausscherehenden Auto zu schreien. Das Letzte, was es vor der Dunkelheit sah, war seine Großmutter, die sich abmühte, das Lenkrad erst in die eine Richtung, dann in die andere zu drehen, während neben dem Auto die Lastwagen aufragten und irgendwo in der Nähe Reifen kreischten.

»Es ist alles in Ordnung«, stieß die Großmutter verzweifelt hervor.

Das Mädchen verstand nicht, warum sie das sagte. Einen Augenblick später überschlug sich der Wagen, und alles wurde dunkel.

Das Mädchen weinte während dieser ganzen Nacht in den Armen seiner Mutter. Sie befanden sich in einem kalten, weißen Krankenhaus, vor dessen Pforte die Dunkelheit lauerte. Sie hätten nach Hause gehen können, doch keiner von beiden dachte daran. Das kleine Mädchen war schon viele Male hier gewesen. Dies war der Ort, an dem es geboren worden war; ein Jahr später hatte man es drei Wochen lang jeden Tag hierhergetragen, während sein Vater im Sterben lag. Es war schon viele Male hier gewesen, aber dies war das eine Mal, an das sie sich erinnern würde.

Auch der Junge weinte. Er war plötzlich allein in einem merkwürdigen Land, begleitet nur von einem Fremden, der ihn nicht trösten konnte. Er sah zum Abendstern hoch – dem Stern, der immer als erster vor seinem Fenster auf der Burg erstrahlte, aber selbst der Stern war hier verkehrt und anders. Er wirkte blass und ausgewaschen an diesem düsteren, orange-grauen Nachthimmel.

»Komm vom Fenster weg«, sagte der Fremde und legte dem Jungen eine Decke um die Schultern. »Versuch, dich ein wenig

auszuruhen.« Aber der Junge rührte sich nicht. Weder in dieser Nacht, noch in der nächsten, und auch nicht in der übernächsten.

Das Mädchen lag auf seinem Bett und betrachtete dieselben Sterne. Sie sah sie abends auftauchen und morgens verblasen. Sie hörte die Uhren in der Stadt schlagen und zählte jede Stunde, die verstrich. Aber es gab nichts, was einer von ihnen beiden hätte tun können, um die Zeit zurückzudrehen.

Hier brach der Eintrag ab. Mit dem aufgeschlagenen Buch auf den Knien blieb ich still sitzen. Das Seltsame war, dass ich diese Geschichte schon mal gelesen hatte, da war ich mir ganz sicher. Und sie war nicht erfunden! Ich war überzeugt, dass sie real war – dass alles wirklich geschehen war.

Es könnte sein, überlegte ich, dass der kleine Junge dieser Prinz ist, der im selben Jahr wie ich geboren worden war und den man angeblich in dieses legendäre Land verbannt hatte. Prinz Cassius. Wie hieß dieses Land noch mal? Engelland oder irgendwie so ähnlich. Aber es existierte nicht wirklich. Luciens Truppen hatten in jener Nacht jeden auf der Burg getötet – sie töteten den König, die Königin und den Prinzen. Die königliche Beraterin Talitha war dafür verantwortlich gewesen – sie hatte große Macht, und es wäre für sie ein Leichtes gewesen, einen fünfjährigen Jungen umzubringen. Dies war also bloß eine Geschichte.

Aber was war mit dem Mädchen? Ein paar der Ausdrücke in dem Teil über sie verstand ich nicht. Was war ein Auto oder ein Armaturenbrett oder ein Radio? Die Worte klangen fremdländisch. Vielleicht war sie in einem anderen Land. Vielleicht ebenfalls in Engelland. Dann war sie ebenfalls erfunden.

»Leo! Stirling!«, rief meine Großmutter. »Steht rasch auf. Es wird bei dem Schnee länger dauern, zur Schule zu laufen.« Stirling wälzte sich brummelnd zur Seite. Ich verstaute das Buch in

meiner Manteltasche. Noch wusste ich nicht, was für Kräfte in ihm steckten, und wollte es daher bei mir behalten.

Als ich nach unten ging, um Wasser zu holen, fiel mir der Name des erfundenen Landes wieder ein. Dieses sagenumwobene Land in einer anderen Welt, über das uns Großmutter früher immer Märchengeschichten erzählt hatte. Es hieß gar nicht Engelland.

Sein Name war England.

Auf dem Weg zur Schule dachte ich immer noch über das Buch nach. Woher war die Schrift gekommen? Vielleicht hätte ich es nicht aufheben sollen. Die Geschichte hatte nichts mit mir zu tun, aber jetzt war ich möglicherweise in sie verwickelt. Und sie fesselte mich! Ich konnte nicht aufhören, mich zu fragen, ob der Junge der Prinz war, und falls ja, ob er noch immer lebte. Wenn er noch am Leben war, könnte sich die Prophezeiung erfüllen. Aber...

»Leo?« Ich tauchte wieder aus meinen Gedanken auf. Ich war überrascht zu sehen, dass die Straße, die Häuser und der Schnee noch immer da waren. Ich wandte mich zu Stirling um, der neben mir hertrabte. Ich war, vertieft in meine Gedanken, ziemlich schnell gelaufen – zu schnell für ihn.

»Was?«, fragte ich und verlangsamte mein Tempo.

»Worüber denkst du nach, Leo?«

Ich schüttelte den Kopf und musste über sein ernsthaftes Gesicht lächeln. »Nichts. Nur über eine Märchengeschichte.« Ich zuckte die Achseln. »Eine dieser alten über England, aber wahrscheinlich kannst du dich nicht mehr erinnern.«

»England? Doch, ich erinnere mich daran.«

»An was denn?«, wollte ich wissen.

»England war dieses Land, von dem Großmutter früher oft gesprochen hat. Forscher sind in eine andere Welt gegangen und haben es entdeckt.«

Ich war überrascht. Er konnte nicht älter als drei gewesen sein, als sie uns diese Geschichten erzählt hatte. »Und der Prinz ist auch dorthin gegangen«, fuhr Stirling fort. »Der Prinz wurde nach England geschickt.«

»Prinz Cassius, der irgendwann mal Cassius III. geworden wäre«, ergänzte ich. »An diese Geschichten erinnerst du dich auch?«

»Ja, natürlich. Bloß glaube ich nicht, dass es nur Geschichten waren.«

»Wie meinst du das?«

»Ich glaube, dass es das Land wirklich gibt.«

»Wirklich?«, fragte ich. Er nickte. »Wie kann es denn Wirklichkeit sein?«

»Eine Menge Leute glauben, dass es das ist«, behauptete er. »Ich bin nicht der Einzige.«

»Heutzutage bist du der Einzige, Stirling.«

»Nein, das bin ich nicht«, widersprach er. »Ich habe viel darüber nachgedacht, und ich bin mir sicher, dass es England wirklich gibt.«

Während wir weitergingen, beobachtete ich ihn aufmerksam, noch immer verblüfft darüber, dass er sich an diese Dinge erinnern konnte. »Warum?«, fragte ich dann. »Warum bist du dir da sicher?«

Er überlegte einen Moment. »Na ja, der Prinz wurde dorthin geschickt. Und der Prinz war echt.«

»Die meisten denken, dass der Prinz umgebracht wurde«, sagte ich.

»Ich nicht.«

Seine Gewissheit brachte mich erneut zum Lächeln. »Ist das alles?«

»Nein«, sagte er. »In dem Gedicht, das Großmutter's Bruder geschrieben hat, steht, dass er dort hingehen würde, nicht sterben.«

»Die Prophezeiung, die der große Aldebaran niedergeschrieben hat.« Aldebaran war unser Großonkel, aber das behielten wir für uns. Harold North als Vater zu haben, war schon schlimm genug. »Niemand glaubt heute noch an die alten Prophezeiungen.«

»Aber das sollte man«, fand Sterling. »Und sie ist nicht alt – erst sechzehn Jahre. Außerdem sagen sie meistens die Wahrheit.«

»Vielleicht. Was weißt du über Prophezeiungen?«

»Nicht viel. Aber die ganzen echten, von denen ich gehört habe, sind in Erfüllung gegangen. Falls die Erleuchteten, die sie verkünden, wirklich in die Zukunft sehen können, dann müssen sie wahr sein.«

»Na ja, aber vielleicht war das keine echte.«

»Es war eine echte«, beharrte er. »Und das bedeutet, dass es England wirklich gibt.«

»Also von mir aus«, sagte ich. »Es könnte sein, dass es England wirklich gibt.« Aber jetzt, da ich es laut aussprach, glaubte ich selbst nicht daran.

»Noch mal wegen dieser Prophezeiung ...«, setzte mein Bruder an.

»Was ist damit?«

»Ich wollte dir was sagen, aber ...« Wir näherten uns bereits den Schultoren, und wir reduzierten unsere Gespräche immer zu einem harmlosen Geplauder, sobald wir diesen Punkt der Straße erreichten. Es war eine stille Übereinkunft, dass mit diesem Punkt die Stelle gegenüber dem Zeitungsstand an der Ecke vom Paradiesweg gemeint war. »Später.«

An der Verkaufsbude war keine Warteschlange, deshalb kaufte ich eine Zeitung.

»Was ist die Schlagzeile?«, fragte Stirling.

»Patt-Situation.«

»Was bedeutet das?«

»Dass eine Situation unentschieden ist«, erklärte ich.

»Der Krieg also. Was steht da sonst noch?«

»Zu viel, um es dir jetzt zu erzählen.«

»Wirst du es mir vorlesen, wenn wir wieder zu Hause sind?«

»In Ordnung.« Ich faltete die Zeitung zusammen und steckte sie in die Tasche. »Du weißt, dass du lesen lernen musst. Du bist acht Jahre alt.«

»Ich kann lesen, zumindest fast. Abgesehen davon kann man auch klug werden, ohne zu lesen.«

»Ich weiß. Du denkst eine Menge nach.«

»Ja«, sagte er. »Meistens im Unterricht. Und in der Kirche. Glaubst du, dass das unrecht ist?«

»Nein«, sagte ich. »Aber Großmutter könnte es glauben.«

Unsere Großmutter nahm Stirling jeden Tag mit zum Gottesdienst. Seine Erstkommunion würde im Juli sein – am einundzwanzigsten Juli, das Datum stand bereits fest. Ich hatte nie Kommunion gefeiert, und da ich inzwischen fünfzehn war, hatte Großmutter aufgehört, es vorzuschlagen. Ich weigerte mich, an den Werktagen den Gottesdienst zu besuchen, und ging nur am Sonntag. Ich denke, es hatte ebenso viel damit zu tun, dass ich es hasste, wenn man mir sagte, was ich zu tun hatte, wie damit, dass ich nicht besonders religiös war.

»Ja.« Stirling lachte. »Großmutter könnte es glauben. Würde Gott es für unrecht halten?«

»Ich bezweifle, dass er es überhaupt bemerkt.«

»Doch, das tut er. Er bemerkt alles. Die Sperlinge und alles andere. Also fällt ihm bestimmt auch auf, wenn die Menschen in der Kirche manchmal nicht zuhören. Vorausgesetzt, es ist unrecht.«

»Schon gut, schon gut«, sagte ich. »Hör auf zu predigen. Und du weißt, dass ich es nicht mag, wenn man mir diese religiösen Fragen stellt.«

»Warum nicht? Ich will doch nur wissen, was du denkst.«